wäre es auch nur für diese eine Nacht, denn es kann doch gar nichts Schrecklicheres geben, als eine Thür, die der erste Beste mit der Klinke von außen aufmacht und Ew. Gnaden lassen auch Jedermann herein, selbst mitten in der Nacht.

In diesem Augenblick wurde ziemlich an die Thüre geklopft und der Bischof rief;

Herein!

Heldenmüthiger passiver Gehorsam.

Die Thür wurde rasch und weit aufgemacht, offenbar von Jemand mit Kraft und Entschlossenheit.

Ein Mann trat ein.

Wir kennen ihn bereits: Der Wanderer, den wir ein Nachtlager suchen sahen.

Er trat ein, that einen Schritt, blieb dann stehen und ließ die Thür hinter sich offen. Er hatte den Tornister auf dem Rücken, den Stock in der Hand und einen ermüdeten, rauhen, kecken Ausdruck in den Augen. Der Schein des Kaminfeuers fiel auf ihn. Er war häßlich, eine widerwärtige Erscheinung.

Frau Magloire hatte nicht einmal die Kraft, zu schreien. Sie zitterte an allen Gliedern und stand mit offenem Munde da.

Fräulein Baptistine drehte sich um, bemerkte den Eingetretenen, richtete sich erschrocken auf, wendete aber allmälig den Kopf nach dem Kamine und sah ihren Bruder an. Alsbald wurde ihr Gesicht wiederum vollkommen ruhig und heiter.

Der Bischof betrachtete den Mann aufmerksam mit ruhigem Blicke.

Als er den Angekommenen eben fragen wollte, was er wünsche, legte der Mann beide Hände über einander auf den Stock, sah bald den alten Mann, bald die Frauen an und sagte laut, ohne auf die Anrede des Geistlichen zu warten: Da bin ich. Ich heiße Johann Baljean und bin ein Sträfling. Neunzehn Jahre verbrachte ich im Bagno (Zuchthaus). Seit vier Tagen bin ich entlassen und auf dem Wege nach Pontarlier, meinem Bestimmungsorte. Seit vier Tagen bin ich von Toulon her auf dem Wege. Heute machte ich zwölf Stunden. Abends war ich hier in einem Gasthause, aber man schickte mich fort wegen meines gelben Passes, den ich auf der Mairie vorgezeigt hatte, weil ich mußte. Ich war dann in einem andern Wirthshause. Da wieß man mich barsch fort. Niemand wollte etwas von mir wissen. Ich war am Gefängnisse, aber der Aufseher ließ mich nicht ein. Ich kroch in eine Hundehütte, aber der Hund biß mich und vertrieb mich wie ein Mensch. Wußte er wer ich bin? Ich ging dann auf's Feld, um unter dem freien Himmel zu schlafen. Von Himmel war nichts zu sehen. Ich glaubte, es würde regnen und gewiß hat auch nur der liebe Gott den Regen zurückgehalten. Da ging ich wieder in die Stadt. Auf dem Domplatz hier legte ich mich auf einen Stein; eine gute Frau zeigte mir Ihr Haus und rieth mir, da anzuklopfen. Ich klopfte. Ist es hier? Ist's ein Wirthshaus? Geld habe ich, einhundert und neun Francs und fünfzehn Sous, die ich im Zuchthause durch viele Arbeit in neunzehn Jahren verdiente. Ich bezahle; ich habe Geld. Ich bin sehr müde — nach zwölf Stunden zu Fuß und ich habe Hunger. Darf ich bleiben?

Frau Magloire, sagte der Bischof, bringen Sie noch einen Teller.

Der Mann trat an die Lampe auf dem Tisch und fuhr fort, als habe er die Worte nicht verstanden:

Sie haben es gehört? Ich bin ein entlassener Züchtling, ein Sträfling. Ich komme aus dem Zuchthause. Während er so sprach, nahm er ein großes gelbes Papier aus der Tasche und schlug es auseinander. Das ist mein Paß, ein gelber, wie Sie sehen. Wegen dieses gelben Papieres jagt man mich überall fort, wo ich erscheine. Wollen Sie lesen? Ich kann auch lesen. Im Zuchthause lernte ich es. Es ist da eine Schule für die, welche lernen wollen. Sie sehen, in dem Passe steht: „Johann Baljean, entlassener Sträfling, gebürtig aus...." darauf kommt nichts an.... „war neunzehn Jahre im Zuchthause, fünf Jahre wegen Einbruchs-Diebstahl und vierzehn wegen viermaliger Fluchtversuche. Der Mensch ist sehr gefährlich." So steht es da. Alle stoßen mich hinaus, wollen Sie mich aufnehmen? Sie? Ist hier ein Wirthshaus? Wollen Sie mir Essen und eine Lagerstätte geben? Haben Sie einen Stall?

Frau Magloire, sagte der Bischof überziehen Sie das Bett im Alcoven frisch.

Wir haben schon gesagt, wie gehorsam die beiden Frauen waren.

Frau Magloire ging, um zu thun wie ihr geheißen war; der Bischof aber sagte zu dem Manne:

Setzen und wärmen Sie sich. Das Essen wird sogleich erscheinen und während Sie essen soll ihr Bett zurecht gemacht werden.

Jetzt erst verstand der Mann. Der Ausdruck seines bis dahin harten und finstern Gesichtes verrieth Staunen, Zweifel, Freude. Es wurde unbeschreiblich und er stotterte wie Einer, der nicht recht bei Sinnen ist:

Wahrhaftig? Sie behalten mich? Sie jagen mich nicht fort? Einen Sträfling! Sie nennen mich Sie, nicht Du! Sie sagen nicht: „packe Dich Hund!" wie die Andern? Ich glaubte, daß Sie mich abweisen würden, deshalb sagte ich gleich, wer ich bin. Ach, die gute Frau, die mich hierher wies! Zu essen soll ich bekommen und ein Bett, wie Alle haben? Ein Bett! Neunzehn Jahre habe ich nicht in einem Bett geschlafen. Ich soll wirklich nicht fortgehen? Sie sind brave Leute. Ich habe aber auch Geld und bezahle gern. Nehmen Sie es nicht übel, Herr Wirth, wie heißen Sie? — Ich bezahle was Sie verlangen. Sie sind ein braver Mann. Wirth sind Sie, nicht wahr?

Ich bin ein Geistlicher und wohne hier, antwortete der Bischof.

Ein Geistlicher! wiederholte der Mann. Ach, ein braver Geistlicher! Und Sie verlangen kein Geld von mir? Der Ortsgeistliche, nicht wahr? Der Pfarrer an der großen Kirche da? Wie dumm ich auch bin! Ich habe nicht einmal Ihr Käppchen gesehen.

Während er so sprach, hatte er seinen Tornister und Stock in eine Ecke gelegt, den Paß wieder eingesteckt und sich gesetzt. Fräulein Baptistine betrachtete ihn theilnehmend. Er fuhr fort:

Sie sind menschlich, Herr Pfarrer; Sie verachten mich nicht. Ein guter Geistlicher ist etwas recht Gutes! Ich brauche also wirklich nicht zu bezahlen?

Nein antwortete der Bischof, behalten Sie Ihr Geld. Wie viel haben Sie? Hundert und neun Francs sagten Sie?

Und fünfzehn Sous.

Und wie lange Zeit brauchten Sie, um das Geld zu verdienen?

Neunzehn Jahre.

Neunzehn Jahre! wiederholte der Bischof mit einem tiefen Seufzer. Der Mann aber fuhr fort:

Ich habe all mein Geld noch. Seit vier Tagen gab ich nur 25 Sous aus und die verdiente ich, weil ich in Grasse Wagen abladen half. Da Sie ein Geistlicher sind, muß ich Ihnen sagen, daß wir im Zuchthause auch einen haben. Und einen Bischof habe ich auch gesehen. Ew. Gnaden nennt man ihn. Es war der Bischof von Majore in Marseille. Das ist der Pfarrer, der über den Pfarren steht. Sie wissen das besser, nehmen Sie es nicht übel, aber ich verstehe das nicht. Sie verstehen es. Er las mitten im Zuchthause die Messe an einem Altare und hatte ein spitziges Ding von Gold auf dem Kopfe. Das glänzte einmal am hellen Mittag! Wir standen auf drei Seiten in der Reihe und die Kanonen, mit brennender Lunte uns gegenüber. Gut konnten wir nicht sehen. Er sprach, aber es war zu weit, wir konnten es nicht hören. Das weiß ich von einem Bischof.

Der Bischof Ehregott hatte unterdessen die offengebliebene Thür zugemacht.

Frau Magloire kam mit einem Teller, Messer und Gabel und legte es auf den Tisch.

Frau Magloire, sagte der Bischof, rücken Sie das Gedeck so nahe als möglich an das Feuer. Und zu seinem Gaste fügte er hinzu: Der Abendwind ist rauh hier in den Alpen. Sie frieren, nicht wahr?

So oft er mit seiner freundlich ernsten Stimme den Mann Sie nannte, lächelte das Gesicht desselben. Sie einem Sträfling ist wie ein Glas Wasser einem Verdürstenden. Die Schande dürstet nach Ehre.

Die Lampe brennt nicht gut, sagte der Bischof weiter. Frau Magloire verstand und holte von dem Kamine in dem Schlafzimmer des Herrn die beiden silbernen Leuchter, die sie mit brennenden Lichtern auf den Tisch setzte.

Herr Pfarrer, fuhr der Mann fort, Sie sind sehr gütig, Sie verachten mich nicht; Sie nehmen mich auf; Sie brennen Kerzen an für mich und ich habe Ihnen doch nicht verheimlicht, woher ich komme und daß ich ein — Unglücklicher bin.

Der Bischof, der dicht neben ihm saß, legte die Hand auf die des Fremden und sagte: Sie brauchten mir nicht zu sagen wer sie sind. Das ist nicht mein Haus, sondern das Haus des Herrn Jesus. Hier fragt man den Eintretenden nicht, ob er einen Namen, sondern ob er ein Leid habe. Sie leiden; Sie hungern und dürsten, Ich heiße Sie also willkommen. Und danken Sie mir nicht. Sagen Sie nicht, ich nehme Sie bei mir auf. Hier ist Niemand zu Hause, als wer eine Zufluchtstätte braucht. Sie gehören mehr hierher als ich selbst. Was hier ist, gehört Ihnen. Wozu brauche ich Ihren Namen zu wissen? Ehe Sie mir ihn nannten, hatten Sie einen, den ich kannte. — Der Mann riß die Augen weit auf und fragte:

Wahrhaftig? Sie wußten, wie ich heiße?

Ja, Sie heißen — mein Bruder.

Herr Pfarrer, sagte der Mann, ich hatte großen Hunger als ich eintrat, aber Sie sind so gütig, daß ich jetzt nicht mehr weiß was ich habe. Es ist vorbei. — Der Bischof sah ihn an und sagte:

Sie haben viel gelitten?

Ach! die rothe Kutte, die Kugel am Fuße, ein Brett als Lager, Hitze, Kälte, Arbeit, Stockschläge, die doppelte Kette um nichts, Kerker wegen eines Wortes und selbst krank im Bette die Kette! Die Hunde, wahrhaftig, die Hunde sind glücklicher! Und neunzehn Jahre! Sechs und vierzig bin ich alt und nun — der gelbe Paß!

Ja, sagte der Bischof, Sie kommen aus einem Orte der Trauer, aber hören Sie! Im Himmel wird mehr Freude sein über einen Sünder, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte. Wenn Sie aus jenem Schmerzensorte mit Haß und Zorn gegen die Menschen im Herzen kommen, sind Sie zu bedauern; bringen Sie Wohlwollen, Sanftmuth und Frieden mit sich, so sind Sie besser als irgend Einer von uns.

Frau Magloire hatte unterdessen das Abendessen aufgetragen: eine Wassersuppe mit Oel, Brod und Salz, etwas Speck, ein Stück Schöpsenfleisch, Feigen, einen frischen Käse und ein großes Roggenbrod. Aus eigenem Antriebe hatte sie eine Flasche alten Weines von Mauves hinzugefügt.

Das Gesicht des Bischofs nahm allmälig den Ausdruck der Heiterkeit an, welcher gastfreundlichen Menschen eigen ist. Nun zu Tische! sagte er immer, wenn ein Fremder bei ihm speisete. Dem wies er den Platz zu seiner Rechten an, Baptistine, die vollkommen und natürlich war, saß zu seiner Linken. — Der Bischof sprach das Tischgebet, dann legte er selbst, nach seiner Gewohnheit, die Suppe vor. Der Mann aß begierig. Mit einem Male sagte der Bischof: Es scheint was auf dem Tische zu fehlen.

Frau Magloire hatte wirklich nur die 3 nöthigen Löffel hingelegt und doch war es in dem Hause herkömmlich, wenn der Bischof einen Gast hatte zum Putz, die sechs silbernen Löffel auf den Tisch zu legen. Dieser Schein von Luxus war ein unschuldiges Spiel in dem so ernsten Hause, das die Armuth zu einer Würde erhob. — Frau Magloire verstand die Bemerkung, ging ohne ein Wort zu sagen hinaus und im nächsten Augenblick, glänzte vor jedem der drei Speisenden auf dem Tische ein silberner Löffel.

Von den Käsereien in Pontarlier.

Um eine Vorstellung von dem zu geben was am Tische vorging, brauchen wir nur eine Stelle aus einem Briefe Baptistines an Frau von Boischevron abzuschreiben, in welcher das Gespräch zwischen dem Bischofe und dem Sträflinge mit naiver Ausführlichkeit mitgetheilt wird. —

— Der Mann achtete auf Niemanden. Er aß mit der Gier eines Halbverhungerten. Nach dem Essen aber sagte er: Herr Pfarrer des lieben Gottes, dies ist alles viel zu gut für mich, aber ich muß Ihnen doch sagen, daß die Fuhrleute, die mich nicht mit essen lassen wollten, einen bessern Tisch führen, als Sie.

Unter uns, die Bemerkung verletzte mich etwas, mein Bruder antwortete:

Sie haben größere Anstrengung als ich.

Ach, nein entgegnete der Mann. Sie haben mehr Geld. Sie sind arm, das sehe ich wohl. Vielleicht sind Sie nicht einmal Pfarrer? Wenn Gerechtigkeit im Himmel wäre, müßten Sie Pfarrer sein.

Der liebe Gott ist mehr als gerecht, sagte mein Bruder.

Nach einer Pause setzte er hinzu: Nach Pontarlier also gehen Sie, Herr Baljean?

Mit einer Marschroute. — Ich glaube, so sagte der Mann: dann fuhr er fort: Morgen bei Tagesanbruch muß ich auf dem Wege sein. Das Reisen ist beschwerlich, die Nächte kalt, die Tage heiß.

Sie kommen da, sagte mein Bruder, in eine schöne Gegend. In der Revolution verlor meine Familie Alles; ich flüchtete auch zuerst in die Franche-Comte und lebte da einige Zeit von meiner Hände Arbeit. Guten Willen hatte ich und so fand ich auch Beschäftigung. Man braucht nur zuzugreifen. Es giebt da Papiermühlen, Gerbereien, Brennereien, Oelpressen, Uhrenfabriken, Stahl- und Kupferfabriken und wenigstens zwanzig große Eisenwerke.

Mein Bruder nannte mehrere Namen, dann sagte er zu mir:

Haben wir nicht auch Verwandte dort?

Wir hatten Verwandte da, antwortete ich, z. B. Herrn von Lucenet, vor der Revolution.

Ja, fuhr mein Bruder fort, aber 1793 hatte man keine Verwandten mehr, nur die eigenen Hände. Ich arbeitete also. In der Gegend von Pontarlier, wohin Sie reisen, Herr Baljean, giebt es eine ganz patriarchalische, gar hübsche Industrie, liebe Schwester, die Käsereien.

Und mein Bruder erklärte dem Manne, während er noch immer aß, die Einrichtung dieser Käsereien, von denen es zwei Arten gebe, die großen, welche den Reichen gehören und wo man 40 bis 50 Kühe hält, die den Sommer über sieben bis achttausend Käse geben, und die gemeinschaftlichen der Armen, der Bauern im Mittelgebirge, welche ihre Kühe zusammenthun und den Ertrag theilen. Sie nehmen einen Käser in Dienst, der dreimal des Tages die Milch bekommt und den Betrag verzeichnet. Gegen Ende Aprils beginnt die Arbeit der Käsereien und in der Mitte Juni treiben die Käser ihre Kühe auf die Berge.

Beim Essen erholte sich der Mann mehr und mehr. Mein Bruder schenkte ihm von von dem guten Weine ein, von dem er selbst nicht trinkt, weil er zu theuer ist, wie er sagt. Mein Bruder erzählte ihm alles das mit der Ihnen wohlbekannten Freundlichkeit und gelegentlich fügte er ein liebes Wort an mich bei. Von dem Käser sprach er wiederholt, als wünsche er, der Mann möge einsehen, ohne daß er es ihm geradezu zu sagen brauche, das wäre eine Stelle für ihn. Eins fiel mir auf. Der Mann war, was ich schon gesagt habe. Mein Bruder aber sprach während des ganzen Essens, ja an dem ganzen Abende — mit Ausnahme der paar Worte über Jesus gleich im Anfange — auch nicht ein Wort das den Mann daran erinnern hätte, was er sei, oder eins, aus dem abzunehmen gewesen wäre, was mein Bruder ist. Es wäre doch Gelegenheit gewesen, eine Predigt zu halten und dem Züchtling bemerklich zu machen, daß er sich bei einem Bischofe befinde. Ein Anderer würde wohl gemeint haben, es sei in der Ordnung gewesen, dem Manne nicht blos leibliche, sondern auch geistige Speise zu reichen, ihm sein früheres Leben vorzuhalten und gute Regeln für die Zukunft zu geben. Mein Bruder fragte ihn nicht einmal, aus welcher Gegend er sei, ebensowenig nach seiner Geschichte. In seiner Geschichte lag eben sein Vergehen und mein Bruder schien Alles zu vermeiden, was ihn daran erinnern könnte. Das ging so weit, daß er einmal, als er von den Gebirgebewohnern von Pontalier sprach, die eine „leichte Arbeit nahe dem Himmel hätten und glücklich durch ihre Unschuld wären," plötzlich abbrach, als fürchte er, etwas in seinen Worten hätte den Mann verletzen können. Ich glaube errathen zu haben, was in dem Herzen meines Bruders vorging.

(Fortsetzung folgt.)

Auch ein Zeichen der Zeit. Der hannöversche Consistorialrath Münchmeyer hat in Leipzig neulich öffentlich folgende Erklärung abgegeben: „Wo noch keine Lust zum Lesen beim Volke ist, da solle man sie auch ja nicht anregen. Es ist nicht zu wünschen, daß der Bauer Zeitungen liest. Auch das Verlangen nach guter Lektüre soll wenigstens unter den Landleuten, nicht hervorgerufen werden. Bibel, Gesangbuch, Katechismus, eine Hauspostille, ein Gebetbuch genügen, dazu am ehesten noch ein Missionsblatt."

Man sieht daraus, daß das Missionswesen, welches hier in Amerika so großartig betrieben wird, und wozu z. B. die Methodistenkirche jährlich an $300,000, auch für die Bekehrung der Heiden in Deutschland $28,156 ausgab, dort theilweise seine Früchte trägt. Preußen ist auf dem besten Wege, dem Beispiele Hannovers zu folgen und das Lesen guter Schriften zu verbieten.

Der Demokrat.

Davenport, Iowa.

Donnerstag, den 4. Dezember, 1862.

Die Präsidentenbotschaft.

(im Auszuge.)

Der Präsident sagt:

Die Beschaffenheit unseres Verhältnisses zu anderen Nationen sei weniger befriedigend, als früher; aber sie sei immerhin befriedigender, als eine Nation, die so unglücklich gewesen sei, billiger Weise erwarten könne.

Eine Blockade von 3000 Meilen Seeküste könne in einer Zeit großer Handelsthätigkeit wie die unsere nicht vollstreckt werden, ohne daß es zu gelegentlichen Mißgriffen und zur Begehung unabsichtlichen Unrechtes gegen fremde Nationen und Unterthanen komme.

Ich habe einigen der dabei interessirten auswärtigen Staaten gegenseitige Conventionen vorgeschlagen, um einige der Beschwerden zu untersuchen und ihnen abzuhelfen. Besonders habe ich dies Großbritanien, Frankreich, Spanien und Preußen gegenüber gethan.

In allen Fällen wurden meine Vorschläge freundlich entgegengenommen, aber sie sind noch nicht förmlich angenommen.

(In Beziehung auf die Negercolonisation bemerkt der Präsident, daß außer Hayti und Liberia es keine Gegenden gebe, nach denen die Neger auswandern könnten, und bedauert, daß die Farbigen gegen diese beiden Plätze Vorurtheile hätten.)

Die Finanzen und der Krieg.

Die großen Ausgaben, welche aus den militärischen und Marine-Operationen erwachsen, die zur Unterdrückung der Rebelion erforderlich sind, wurden bis jetzt mit einer Promtheit und Gewißheit gedeckt, die unter ähnlichen Umständen ungewöhnlich ist, und der öffentliche Credit wurde vollständig aufrecht erhalten.

Die Fortsetzung des Kriegs jedoch und die vermehrten Ausgaben erheischen Ihr bestes Nachdenken über die besten Mittel zur Beschaffung der nöthigen Einnahmen.

Die Suspension der Baarzahlungen durch die Banken machte das massenhafte Ausgeben von Ver. Staaten Noten unvermeidlich. Auf keine andere Weise konnte die Bezahlung der Truppen und die Befriedigung anderer gerechter Forderungen so sparsam und so gut besorgt werden.

Es ist äußerst zweifelhaft, ob eine Circulation von Ver. Staaten Noten, zahlbar in Münze und groß genug für die Bedürfnisse des Volkes permanent mit Nutzen und Sicherheit aufrecht erhalten werden kann.

Gibt es einen Weg, auf welchem die nöthige Vorsorge für die öffentlichen Bedürfnisse getroffen und der große Vortheil einer sichern und gleichförmigen Currency gesichert werden kann?

Vorschlag einer Bank-Reform.

Ich kenne keinen Weg, der so sichere Resultate verspricht und gegen den zugleich so wenig einzuwenden ist, als die Organisation von Bankassoziationen unter einem Generalakt des Congresses. Solche Assoziationen könnte die Regierung mit Circulations-Noten ausstatten, die durch Ver. St. Bonds gesichert wären, welche im Schatze deponirt sind.

Diese Noten, bereitet unter der Aufsicht geeigneter Beamten, gleichförmig in ihrem Aussehen und in ihrer Sicherheit und stets in Münze umsetzbar, werden sogleich die Arbeit gegen die Uebel einer verdorbenen Currency schützen und den Handel durch wohlfeile und sichere Tauschmittel erleichtern.

Eine mäßige Reservation von den Interessen der betreffenden Körperschaften würde die Ver. Staaten für die Anfertigung und Vertheilung der Noten und für die allgemeine Beaufsichtigung des Systems entschädigen.

Auch würde die Last des Theils der öffentlichen Schuld erleichert, der als Sicherheit verwandt wird. Ferner würde der öffentliche Kredit sehr verbessert und die Negoziation neuer Anleihen sehr erleichtert werden durch die stäte Marktnachfrage nach Regierungsbonds, welche durch die Annahme des vorgeschlagenen Systeme entstehen würde.

Eine weitere gewichtige Empfehlung für die Maßregel besteht nach meinem Dafürhalten darin, daß sie alle existirenden Interessen so viel als möglich versöhnen würde durch die den bestehenden Institutionen dargebotene Gelegenheit, sich dem betreffenden Congreß Akt gemäß zu reorganisiren dadurch, daß sie die gesicherte gleichförmige nationale Circulation an die Stelle der jetzigen lokalen und verschiedenartigen Circulation setzen.

Die Emanzipation.

Der Präsident bezieht sich auf seine Emanzipations-Proklamation vom 22. September.

Er sagt, der Theil Erde, der vom Volke der Ver. Staaten bewohnt werde, sei wohl dazu befähigt, die Heimath einer nationalen Familie zu sein, aber nicht die Heimath für 2 oder mehr.

Der Präsident spricht dann weitläufig von der Schwierigkeit, irgend eine nationale Grenzlinie zu machen.

Dann schlägt er Amendements zur Constitution vor, falls der Congreß zustimme, daß sie den Legislaturen oder Conventen der einzelnen Staaten vorgelegt werden, um dann, falls drei Viertel besagter Legislaturen sie ratifiziren, als Theile der Constitution gültig zu werden.

Der 1. Artikel schlägt vor, daß alle Staaten, welche die Sklaverei vor dem 1. Januar 1900 abschaffen, Entschädigung von den Ver. Staaten erhalten sollen.

2. Artikel: Alle Sklaven, die zu irgend einer Zeit vor dem Ende der Rebellion durch die Chancen des Krieges befreit werden, sollen für immer frei sein; aber alle Eigenthümer, die nicht disloyal waren, sollen entschädigt werden.

3. Artikel: Der Congreß möge Geld bewilligen und auf andere Weise für die Colonisation freier farbiger Personen sorgen, welche Colonisation mit Zustimmung der betreffenden Personen an irgend einem Platze außerhalb der Ver. Staaten erfolgen solle.

Die proponirte Emanzipation würde den Krieg verkürzen, den Frieden verewigen, die Zunahme der Bevölkerung und die rechte Vertheilung des Reichthums des Landes sichern.

Der Präsident sagt dann: Der in diesen Artikeln niedergelegte Plan werde nicht deshalb empfohlen, als wäre die Wiederherstellung der nationalen Autorität ohne ihn nicht annehmbar.

Auch werde dem Krieg oder Dem, was in Gemäßheit der Proklamation vom 22. Sept. zu erfolgen habe, durch die Empfehlung des in den Artikeln enthaltenen Planes nicht Einhalt gethan. Die rechtzeitige Annahme desselben — daran zweifle er nicht — werde die Wiederherstellung herbeiführen und so Beidem Einhalt thun.

Dieser Plan werde empfohlen nicht als ein Mittel zum Abschluß aller andern, sondern als ein Zusatzmittel zu allen andern für Wiederherstellung und Erhaltung der National-Autorität in der ganzen Union.

Schließlich sagt der Präsident: Die Dogmas der ruhigen Vergangenheit passen nicht für die stürmische Gegenwart.

Die Situation sei mit einer Menge von Schwierigkeiten verknüpft und wir müssen uns zu ihrer Höhe erheben. Die furchtbare Prüfung, die wir zu bestehen haben, werde uns in den Augen der spätesten Nachwelt im Lichte der Ehre oder im Schatten der Unehre erscheinen lassen. Wir sagen: wir sind für die Union; aber indem wir das sagen, müssen wir auch wissen, wie die Union zu retten ist.

Indem wir dem Sklaven die Freiheit geben, sichern wir die Freiheit des ehrbaren Freien ebenfalls, in Dem, was wir geben und was wir bewahren. Es ist an uns, die letzte und beste Hoffnung der Erde edel zu retten oder unedel zu verlieren.

Andere Mittel mögen ebenfalls zum Ziele führen; dies Mittel aber kann nicht fehlschlagen; der Weg ist einfach, friedlich, edelmüthig, gerecht — ein Weg, der, wenn wir ihn einschlagen, uns den ewigen Beifall der Welt und den ewigen Segen Gottes bringen wird.

Mahony und die Mahoniten.

Daß diejenigen Rebellenfreunde im Norden, welche unsere Administration aus thörichter Furcht vor Conscription der benöthigten Truppen einsperren, nachdem aber die freiwilligen Werbungen hinreichende Resultate geliefert hatten, wiederum durch Amnestie in Freiheit setzen ließ, nach wiedererlangter Freiheit ein erschreckliches Geheul über despotische Gewaltthätigkeit erheben würden, das war vorauszusehen und das hätte auch unsere Administration voraussehen sollen. Denn sind auch jene Malcontenten im vollen Sinne des Wortes Verräther, so ist doch ihre jetzige Beschwerde formell berechtigt. Halbe Maßregeln treffen überall den am schwersten, der sie zur Hand nimmt. Entweder hätte Lincoln jene Rebellenfreunde und ihr Treiben dem Gericht des Volkes überlassen, oder sie auch nach gehöriger Untersuchung nach aller Strenge des Gesetzes bestrafen lassen müssen. Lincoln hat halb dieses, halb jenes gewählt und ist jetzt selbst als Angeklagter von der Demokratie und deren Presse vor die Oeffentlichkeit gebracht. Die Freilassungs Ordre, der Act der Begnadigung, dient ihnen als Beweis des Märtyrerthums.

Was Lincoln versäumt hat, muß die loyale Presse des Landes übernehmen, nämlich die Beweisführung, daß wo die Mahoniten auf ein Märtyrerthum sich dick machen nichts als fauler Verrath und Lüge vorliegt. Mahony selbst, den wir in diesen Tagen als einen so „besondern Freund" der besten Unionstruppen haben kennen lernen, hat dazu eine direkte Aufforderung an die N. York Tribune ergehen lassen, indem er folgendes Schreiben an dieselbe gerichtet hat:

„Die Tribune ist das Medium gewesen, durch welches ich als „Verräther" angeklagt und, unter Mithülfe anderer Blätter, 3 Monate lang im Old Capitol eingesperrt worden bin. Während meiner Einkerkerung hat dieses Blatt mich wiederholt Verräther genannt. Nun aber, da ich in Freiheit bin, werde ich die Eigenthümer des Blattes dafür verantwortlich machen, wenn sie nicht mir Ehrenerklärung geben rc. rc.

Dubuque, 19. Nov. '62.

D. A. Mahony.

Obwohl wir gewünscht hätten, daß die N. Y. Tribune diesem frechen Burschen, der das Reich des Jeff. Davis und das Recht der Rebellen nur zu lange ungestraft im Norden vertreten hat, geantwortet hätte, "comme il faut," so hat sie doch in ihrer leisetreterischen Weise das Innere des Herrn Mahony so ziemlich nach außen gekehrt, indem sie folgende Anklagen gegen Mahony als Antwort giebt:

1. Als Lincoln vor 2 Jahren erwählt worden sei und der Süden die Fahne der Rebellion erhob, da habe Mahony, anstatt die Constitution des Landes in Schutz u nehmen, dafür gewirkt, daß man zur Aufrechthaltung der sektionellen Wahl zuvor dem Süden Garantien in der Sklavereifrage geben müsse.

2. Nachdem der Krieg ausgebrochen war, habe Mahony, anstatt die erwählte Executive zu unterstützen, gesucht, die Anstrengungen derselben zur Erhaltung des Gouvernements zu neutralisiren und zu vereiteln.

3. Nach der ganzen Haltung des Dubuque 'Herald müsse man annehmen, daß es nicht der Wunsch Mahony's sei, die Rebellen und die Conföderation zu stürzen, sondern vielmehr sein Wunsch sei, das Gouvernement der Ver. Staaten niederzubrechen.

4. Es sei ganz unzweifelhaft, daß Mahony und seine Gesinnungsgenossen für einen Disunionsfrieden arbeiteten, damit, wenn der Bund erst getrennt sei, der freie Westen und Nordwesten die Bundesschuld verweigere, sich vom Osten losreiße und sich der südlichen Conföderation unter der Montgomery Constitution anschließe.

Wir haben hier in deutlichen Worten verdolmetscht, was die Tribune zum Theil nur sub rosa sagt, und es wird wahrscheinlich keinen loyalen Mann in Iowa geben, der nicht bestätigen wird, daß die Tribune in jedem Worte Recht hat, daß mithin Mahony nichts als ein Verräther gegen den Norden ist, den er freilich nicht als seine Heimath zu betrachten geneigt scheint.

In Beziehung auf die letzte Anklage der Tribune gegen Mahony fügen wir aber noch einige kurze Bemerkungen hinzu:

Der Plan, den Nordwesten an den Süden zu annexiren, ist hier keineswegs ein so geheimer, als man im Osten glauben mag. Seit über Jahresfrist wird derselbe hier laut verhandelt, um dem Plan aber das Verrätherische zu benehmen, spricht man von demselben nur als von einer Eventualität. Der Druck, den die östlichen Eisenbahn-Compagnien seit der Sperrung des Mississippi auf unseren Handel und Verkehr ausübten und noch ausüben, ferner die stiefmütterliche Behandlung des Nordwestens bei Vertheilung der Gouvernements-Arbeiten machten denselben nicht blos unter den Demokraten ganz allgemein, sondern auch ausnahmsweise in Kreisen populär, wo man es nicht hätte erwarten sollen. In letzteren Kreisen schwand indeß jeder Gedanke an solche Neugestaltungen, sowie unsere Administration mehr Ernst und Energie an den Tag legte, während er eben dann von Demokraten am eifrigsten betrieben wurde. Jene betrachteten ihn wirklich als eine Eventualität, als ein letztes Mittel der Selbsterhaltung, falls unsere Republik im Sturme zerschellen sollte, diese aber betrachteten ihn als Ziel aller ihrer politischen Bestrebungen. Dies erkannte man besonders deutlich, als über die Herbstwahlen eine schlechte Nachricht nach der andern eintraf. Die Führer der Demokratie erhoben damals mit Zuversicht ihr Haupt, verkündeten das Ende des Reiches Lincoln's und prophezeiheten von den blühenden Zeiten einer großen von Minnesota an bis zum mexikanischen Golf reichenden und durch den Mississippi und einträglichen Handel verbundenen Republik. McClellan's Absetzung stopfte ihnen indeß bald das verrätherische Maul; wir sind aber völlig davon überzeugt, daß im Stillen für die Annexation des Westens an den Süden um desto eifriger agitirt wird.

Glücklicherweise kann diese Agitation zu nichts führen. Die Theilnehmer an derselben bleiben aber deßhalb nicht weniger schwarze Verräther.

Wie Missouri ein Freistaat wird.

Das Herrmanner Volksblatt vom 22. Novbr. schreibt:

„Die Sklaven unserer Herren Nachbarn auf der andern Seite des Flusses fangen an, in Masse auszureißen. Diese undankbaren Geschöpfe verlassen ihre gütigen Herren mit Sack und Pack, mit Weib und Kindern. Eine hübsche Mulattin nahm sogar die Pretiosen und Kostbarkeiten ihres ehemaligen Herrn mit sich, dem Beispiel der Kinder Isreals bei der Flucht aus Egypten nachahmend.

Fast täglich passiren solche Flüchtlinge mit und ohne Familien, hier durch und suchen sich unter den Schutz der Bundestruppen zu begeben. Viele versuchen Beschäftigung bei den Farmern zu erhalten, um sich etwas Reisegeld zu verdienen. Einige sind mit Revolvers bewaffnet und erklären lieber sterben zu wollen, als wieder in die Sklaverei zurückzukehren. Man sieht, die Freiheitsproklamation des Präsidenten trägt bereits ihre guten Früchte und wenn das so fort geht, so ist Missouri in der That bis zum 1. Januar ein Freistaat, selbst wenn die neue Legislatur bis dahin die Emanzipation nicht beschließen sollte. Die Sklaven emancipiren sich selbst. Letzten Mittwoch kamen ungefähr ein Dutzent solcher Sklavenbarone, denen ihr schwarzes Property abhanden gekommen, nach unserer Stadt, präsentirten sich vor Squire Miche und verlangten von ihm, er solle ihnen die nöthigen Warrants ausstellen, um ihr entflohenes Eigenthum, aus circa 70 Wollköpfen beiderlei Geschlechts bestehend — wieder einfangen zu können, — aber da kamen sie an den Unrechten. Hr. Miche erklärte ihnen rund und bündig, er würde lieber auf sein Amt resigniren, als seine Hände mit einer solchen That zu beflecken und sich zum Menschenfänger herzugeben! — Zähneknirschend verließen die Menschenjäger den braven Squire und begaben sich zum Provostmarschall, um sich von ihm eine Ordre zu erwirken; aber dieser Herr scheint den Braten gerochen zu haben, denn er fand es nicht rathsam, die verlangte Ordre zu erlassen, sondern wies die Herren mit dem Bemerken ab, daß es nicht seines Amtes sei und er hierüber keine Instruktionen habe. So mußten sie sich auch hier wieder unverrichteter Sache davon trollen."

Späteren Berichten aus Herrmann fügen wir diesem hinzu:

„Später gelang es den Cavalieren, einen County-Squire für ihr Vorhaben zu gewinnen. Die Häscher wurden nach dem entflohenen Property ausgesandt, und am 25. Novbr. brachten dieselben 4 Neger, die bereits sich unter den Schutz des 4. Missouri Regt. gestellt hatten, als Gefangene nach der Herrmann Jail. Kaum war indeß die Sache in der Stadt ruchbar geworden, als die Deutschen mit Brecheisen und Aexten versehen sich nach der Jail begaben um die Eingekerkerten zu befreien. Der Squire, der den Verhaftsbefehl ausgestellt hatte, wurde von der Jugend aus der Stadt gesteinigt.

Inzwischen war ein Schreiben von Gen. Curtis eingelaufen, von dem man in Beziehung auf die zuerst berichteten Ereignisse sich Verhaltungsmaßregeln erbeten hatte. Dasselbe lautete:

„Der Friedensrichter hat vollkommen „recht gehandelt, die Verhaftsbefehle „unter obwaltenden Verhältnissen zu „verweigern. Er sollte die Sklaven„halter arretiren und vor den „Provostmarschall bringen, sobald sie „Unruhen verursachen rc."

Hier war ein Ausweg gegeben, Gewaltthaten vorzubeugen, und man begab sich sofort zum Provostmarschall Klinge, der indeß mit der Sache sich nicht befassen konnte, da er, was er bisher bloß für sich behalten hatte, seines Amtes entlassen worden war. Man telegraphirte nun sofort an Gen. Curtis und ersuchte ihn, den radikalen Abolitionisten Manwaring zum Provostmarschal zu ernennen. Noch eben zeitig genug, um die gewaltsame Erbrechung der Jail zu verhindern, traf die gewünschte Antwort ein. Manwaring erschien als neu bestallter Provostmarschall und unter dem Jubel der Menge, unter Hochs für Curtis und Emanzipation öffneten sich die Thüren des Gefängnisses. Die befreiten Neger aber erhielten sofort Unterkommen und Arbeit bei Weinbauern und Farmern.

Cobden über den nordamerikanischen Westen.

In einer vor Kurzem an seine Wähler gerichteten Ansprache über die Angelegenheiten der nordamerikanischen Republik fällte der große brittische Staatsmann Richard Cobden folgendes bedeutsame Urtheil über den überwiegenden politischen Einfluß des großen Westens in der Union:

„Lassen Sie mich Ihnen bemerken, daß eine fremde Intervention in den amerikanischen Bürgerkrieg durchaus nicht geeignet sein würde, uns das so lebhaft begehrte Stapelprodukt des Südens, Baumwolle, zu verschaffen. Bei dem gegenwärtigen Stand der kriegerischen Rüstungen im Norden würde eine solche Einmischung ihren Zweck gänzlich verfehlen. Wäre unser Volk im Allgemeinen etwas vertrauter mit der Geographie der Vereinigten Staaten und mit der verhältnißmäßigen politischen Stellung der verschiedenen Bevölkerungsgruppen, so würde es einsehen, wie ungemein wir unsere Macht überschätzen, durch unsere Einmischung irgend welchen Einfluß auf den Ausgang des Kampfes auszuüben.

„Die vom Norden zu befolgende Politik wird durch die Wahlen in den großen westlichen Staaten entschieden — ich meine das große Ackerbau-Gebiet des Mississippithales, die Staaten Ohio, Michigan, Indiana, Illinois, Iowa, Wisconsin und Minnesota. Wenn diese Staaten beschließen, daß der Krieg fortgeführt werden soll; wenn sie erklären, daß sie nie und nimmer Frieden schließen wollen, so lange ein Theil des Mississippi, welcher 27,000 Meilen schiffbarer Gewässer in den Ocean führt, im Besitz einer „fremden" Macht ist, so können wir nimmermehr hoffen, dem Krieg ein Ende zu machen.

„Bedenken Sie, daß Sie den Mississippi 1000 Meilen hinauf schiffen müssen, ehe Sie zu jener ungeheuern Region gelangen, die von zehn Millionen Menschen bewohnt ist, und „welche einst den Mittelpunkt des Reichthums und der politischen Macht auf diesem großen Continente bilden wird."

„Was auch immer die Willensmeinung dieses Volkes im großen Westen der Union sein wird, New-York ist nur noch das Mundstück, der „Herald" und New York, Pennsylvanien und Neu England müssen folgen!"

Eine neue deutsche Colonie.

Darüber berichtet der „California Demokrat:"

Mit der Brigg „Manuela" ging gestern Hr. Seele mit einer Anzahl Californier, fast Alle aus Sacramento, nach Guaymas ab. Wie unseren Lesern aus früheren Nummern bekannt ist, kam Hr. Seele vor einigen Monaten hierher, zum Zweck der Ansiedlung am Jaquifluß eine Gesellschaft zu gründen. Sein Plan ist ihm so weit gelungen, als in Sacramento eine solche Gesellschaft wirklich zu Stande gekommen ist. Dieselbe hat ein Kapital von mehreren Tausend Dollars zusammengeschossen und vorläufig 11 Mitglieder unter Leitung des Hrn. Seele abgesandt, um die ersten Vorbereitungen zur Ansiedlung zu treffen. Die Gegend am Jaquifluß, welche vom Gouverneur Pesquierra Hrn. Seele zur Gründung einer deutschen Colonie überlassen worden, ist eine der fruchtbarsten im Staate Senora. Der Mineralreichthum derselben ist für die Gesellschaft nur von secundärer Bedeutung. Ihr Zweck ist es vorläufig nur, das Land in Bezug auf Agricultur auszubeuten und stehen bei dem überaus günstigen Klima die besten Resultate zu erwarten. Der Boden eignet sich vorzugsweise zum Anbau von Getreide, Mais, Tabak und Wein, und hat bei der Möglichkeit, ihn für so verschiedene Produkte, das ganze Jahr über tragfähig zu erhalten, einen großen Vorzug vor andern Agriculturgegenden, wo die Bebauer nur von einem einzigen Produkte abhängig sind, dessen Ernte durch den Wechsel der Witterung manchmal zweifelhaft gemacht wird.

Die Colonisten haben alle möglichen Ackergeräthschaften mitgenommen, welche für ihr Unternehmen nothwendig sind. Am Meisten wird ihnen aber die Erfahrung zu Statten kommen, welche sich der erwählte Superintendent, Hr. Seele, während vier Jahren in Senora gesammelt hat. Derselbe kennt nicht blos die Eigenthümlichkeit des Landes, sondern ist auch mit dem Indianerstamme der Jaqui, welcher für die Ackerbauarbeiten verwendet werden soll, hinlänglich vertraut. Der Zweck der Ansiedelung ist so frei von Humbug irgend eines Betheiligten, daß wir derselben das beste Gedeihen wünschen müssen.

☞ Die „Iowa Tribune" in Burlington erscheint von jetzt an dreimal wöchentlich. Zu diesem „Improvement" gratuliren wir nicht nur dem Herausgeber und Redakteur, sondern auch ganz besonders den Deutschen Burlingtons.